

«Ich bin kein Industrievertreter»

Martin Wilks, Basler Direktor des neuen Zentrums für Humantoxikologie, arbeitet unabhängig

INTERVIEW: STEFAN STÖCKLIN

Der Mediziner und Toxikologe Martin Wilks (51) ist Direktor des neu eröffneten Zentrums für Humantoxikologie – mit Hauptsitz an der Universität Basel. Nach 100 Tagen im Amt erläutert er Ziele und Struktur.

BaZ: Zwischen Genf und Basel gabs ein Tauziehen um den Hauptsitz des Zentrums für angewandte Humantoxikologie (SCAHT, Swiss Centre for Applied Human Toxicology). Dieses ist nun in Basel angesiedelt, aber die offizielle Eröffnung fand gestern Donnerstag in Genf statt. Ein Kompromiss?



MARTIN WILKS: Ich würde nicht von einem Kompromiss sprechen, das Zentrum war von Anfang an als ein Projekt von beiden Universitäten geplant worden, beide sind verantwortlich. Beim Verwaltungssitz haben wir uns auf Basel geeinigt. Ich reise aber oft umher und bin an den anderen Standorten anzutreffen. Beim Symposium zum Auftakt haben wir uns nun auf Genf verständigt.

Kein Trostpflaster, weil Basel den prestigeträchtigen Hauptsitz erhalten hat?

Ich würde es nicht als Prestigesitz bezeichnen. Es sind inhaltliche Gründe, wieso wir in Basel sind. Die Universität hat Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Die beiden Universitäten sind in diesem Projekt gleichwertig vertreten. Sie haben im September angefangen.

Womit haben Sie sich bisher befasst?

Zum einen war ich damit beschäftigt, die Administration auf die Beine zu stellen. Zum anderen habe ich mich auf

den Aus- und Aufbau der Studiengänge konzentriert. Wir haben in Basel einen Masterausbildungsgang im Bereich Humantoxikologie angemeldet, in Genf läuft eine postgraduale Ausbildung, Beginn Herbst 2010. Die Forschungsprojekte sind ja bereits angelaufen (siehe unten). Im Weiteren habe ich die Bedürfnisse der Behörden abgeklärt.

Wie arbeiten Sie mit den Behörden?

Eine Aufgabe des Zentrums ist es, Zulassungsbehörden mit wissenschaftlichen Abklärungen zu Chemikalien zu unterstützen. Ein Beispiel ist die Bewertung von Stoffgemischen: Addieren sich die Nebenwirkungen oder potenzieren sie sich gegenseitig sogar? Wäre eventuell die Gesetzgebung anzupassen?

Gibt es in Basel auch Projekte um die Stoffgemische im Zusammenhang mit Deponien und Sanierungen?

Konkrete Projekte aus diesem Bereich haben wir bis jetzt nicht angesprochen, da wir – wie gesagt – bis jetzt mit Aufbauarbeiten beschäftigt waren. Aber dies wäre sicher ein mögliches Tätigkeitsfeld im Bereich der regulatorischen Toxikologie. Zu klären wäre allerdings, inwieweit das neue Zentrum für Ökotoxikologie in Dübendorf – unser Partnerzentrum – dabei einzubeziehen ist. Sie dürften in dem Bereich mehr Expertise haben als wir. Wir sind auf alle Fälle für Anregungen offen, sei es von Behördenseite oder der Öffentlichkeit.

Konzentrieren Sie sich eher auf Auswirkungen auf Menschen, während die Kollegen in Dübendorf Umweltaspekte untersuchen?

Ja, wobei wir uns als Netzwerk verstehen. Eine Hauptaufgabe ist es, ein Expertennetzwerk aufzubauen.

Die Strukturen des Zentrums sind kompliziert. Mehrere Universitäten sind involviert. Verzetteln Sie so nicht die Kräfte?

Die Frage ist berechtigt. Netzwerkstrukturen haben einerseits den Vorteil, dass man auf viele Leute zurückgreifen kann, aber es braucht mehr Koordinationsaufwand. Wir haben nun diese Organisationsform gewählt und evaluieren nach einer gewissen Zeit, ob es Anpassungen braucht.

«Wir unterstützen die Behörden mit Abklärungen zu Chemikalien.»

Mit wie vielen Leuten arbeitet das Zentrum, wie gross ist das Budget?

Vollzeitlich werden im SCAHT vier Leute im Bereich regulatorische Toxikologie und in der Verwaltung arbeiten. Darüber hinaus sind in den Forschungsgruppen mehrere Dutzend Leute tätig, deren Arbeit zu einem kleineren oder grösseren Teil durch uns finanziert wird.

Sie haben in der agrochemischen Industrie bei Syngenta gearbeitet. Was sagen Sie zum Vorwurf des Industrievertreters?

Dieser Vorwurf wurde erhoben, als ich zwar gewählt worden bin, aber noch bevor ich meine Stelle angetreten habe. Ich sehe darin kein besonderes Problem. Wichtig ist, dass wir offen sind für Zusammenarbeiten, sowohl

mit der Industrie als auch mit anderen Gruppen. Wir haben im strategischen Leitungsorgan des Zentrums einen Vertreter der Ärzte für Umweltschutz aufgenommen. Ich habe mich auch mit Nationalrätin Maya Graf (Grüne) getroffen, die dieses Zentrum wesentlich initiiert hat mit ihrem Vorstoss. Wir sollten an der Arbeit gemessen werden.

Beim Stichwort Toxikologie denkt man an (belastende) Tierversuche. Machen Sie Tierversuche, woher erhalten Sie toxikologische Daten?

Die Gruppen haben unterschiedliche Arbeitsweisen, dazu gehören auch Tierversuche – so, wie sie im ganzen Bereich der Risiko- und Sicherheitsforschung üblich sind. Ein wesentlicher Ansatz ist die Zusammenführung von Daten aus verschiedenen Bereichen. Eine unserer Aufgaben ist es, die Vermeidung von Tierversuchen durch Alternativmethoden voranzutreiben.

Zum Eröffnungssymposium haben Sie den Briten Colin Berry eingeladen, der über öffentliches Misstrauen und Chemikalien spricht. Gibt es ein Imageproblem?

Wir haben kein Imageproblem, aber es gibt Leute, die der Meinung sind, Belastungen durch Chemikalien würden zu wenig ernst genommen, chemische Risiken seien kein Thema. Wir nehmen diese Probleme ernst und versuchen, eine wissenschaftlich fundierte Risikobewertung zu machen. Berry ist ein Experte zur Wahrnehmung von Risiken in der Öffentlichkeit und kann zeigen, wie man solche Botschaften an den Mann kriegt.

> www.scaht.org